

Wer holt Großvater hinterm Ofen vor? Inklusion, eine Herausforderung zu neuem Denken und Handeln für Fachkräfte

Meine Lieblingsgeschichte zur Inklusion steht in einem Märchenbuch. Aufgeschrieben von den Brüdern Grimm. Ein Märchen ist es nicht, eher eine Geschichte über die Realität – und die Hoffnung. Es handelt von der alltäglichen Ausgrenzung – und davon, dass Inklusion eine realistische Hoffnung – und für alle gut ist.

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen [...] da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte nichts [...] Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen [...] daraus mußte er nun essen.¹

Die Geschichte beschreibt nichts Märchenhaftes, sondern die ganz normale, alltägliche Exklusion. Das hat Menschen schon immer beschäftigt:

- Gehören wir dazu oder werden wir beiseite geschoben? Sind wir an Kommunikation beteiligt, redet man mit uns oder sind wir isoliert, akzeptiert oder abgelehnt?
- Können wir auch an der Kultur teilhaben – hier an der Esskultur – oder werden wir mit Plastikgeschirr am Extratisch abgespeist? Das ist ja so praktisch!

Doch dass man etwas gegen Exklusionsrisiken tun kann, ja tun muss, im eigenen Interesse, das erzählt der zweite Teil der Geschichte:

Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich beide an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

Menschen können lernen, dass es für alle gut ist, Schwache nicht beiseite zu schieben. Wenn man beeinträchtigte, nicht so leistungsfähige, auf die eine oder andere Weise besondere Menschen nicht als Störfall ansieht, sondern als Bereicherung. Und als jemanden, der das Recht hat, dazuzugehören.

Die alte Geschichte sagt, worum es bei der Inklusion geht

Zunächst meint Inklusion ein äußerliches, formales Dazugehören. Zu den ganz normalen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen, von der Familie und Nachbarschaft bis zu Schule und Arbeitswelt und vielem anderem mehr. Aber das ist nicht das Entscheidende. Der alte Großvater ist ja dabei, er wurde nicht ins Pflegeheim weggegeben, er blieb in seiner Wohnung, bei seinen Angehörigen. Ernährt, gewärmt und mit passendem Geschirr versorgt. Ambulant vor stationär – könnte man sagen. Ist das nicht prima? Doch die Geschichte beschreibt seine Situation als unmenschlich: Er gehört nicht wirklich dazu. Er hat nicht Teil an der Kommunikation mit den anderen. Er wird nicht wertgeschätzt. Er wird nicht nach seinen Wünschen gefragt, kann nicht selbst bestimmen, hat nicht Teil an der Kultur, z.B. des Essens.

Und umgekehrt: Was bedeutet Inklusion – in dieser Geschichte? Beachtet werden, für die anderen relevant sein, eine wichtige Rolle spielen. Gleichberechtigt teilhaben können, Zugehörigkeit erleben können, Akzeptanz auch der Besonderheiten, Wertschätzung verspüren.

¹ Gebrüder Grimm: Der alte Großvater und der Enkel. In: Kinder- und Hausmärchen 1812/1815

Exklusion und Inklusion haben Menschen schon immer bewegt

Die Grimm'sche Geschichte ist nur ein Beleg dafür, dass es Menschen in unserer gesamten Kulturgeschichte beschäftigt hat, dass sie nicht dazu gehören, dass sie von Ausgrenzung, Ablehnung, Verweigerung der Teilhabe betroffen sein können.

- Fremdenfeindlichkeit war schon in der Bibel ein Thema. Leviticus 19:33 fordert: „Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken.“ Nicht nur PEGIDA erinnert uns daran, wie virulent dieses Thema bis heute ist.
- Das Neue Testament berichtet, dass Leprakranke („Aussätzige“) ausgesondert – und von Jesus wieder einbezogen wurden. Gleiches gilt für Menschen, die von Normen abwichen, etwa die so genannte Ehebrecherin.
- Psychisch Kranke hat man lange ein- und damit ausgeschlossen, so auf Insel San Servolo vor Venedig.
- Bis in die Neuzeit grenzte man Arme aus der Gemeinschaft aus: Wer zu viele Schulden hatte, wurde im Schuldturm eingekerkert.
- Waisen und arme Kinder wurden aus der Gemeinde aus- und in kommunale Findelhäuser etc. ‚inkludiert‘. Bis heute ist Armut ein großes Hindernis, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, dazu zu gehören.
- Der Reformator Luther forderte gar von einem Fürsten, ein schwerstbehindertes Kind ertränken zu lassen; ein Wesen, das nur aß und verdaute, war für den großen Theologen kein Mensch.
- Victor, den Wolfsjungen von Aveyron, hat man vor mehr als 200 Jahren möglicherweise ausgesetzt, er überlebte im Wald, konnte aber dort seine angelegten menschlichen Fähigkeiten nicht ausbilden. Die Exklusion hat ihn an der Menschwerdung gehindert, später ließ sich das nur begrenzt nachholen.

Derartiges ausgeschlossen Werden erschien lange normal – bis heute. Ja, wir sind daran gewöhnt bestimmte Menschen rauszunehmen. Im Alter zum Beispiel, sagt der Südtiroler Dichter und Werkstattmitarbeiter Georg Paulmichl:

Menschen im hohen Alter brauchen einen Abstellraum.

Ein Heim zur Entsorgung der Altersnöte braucht es in jedem Dorf. [Paulmichl: Altersheim]

Als Mitarbeiter einer Behindertenwerkstätte kennt er sich da aus – und ergänzt deshalb:

Die Welt braucht keine behinderten Menschen. Aber da sind sie trotzdem.

In der Behindertenwerkstätte basteln sie Korbgeflechte. Die Dorfbewohner sind froh, wenn sie keine Behinderten zu Gesicht kriegen. [Paulmichl: Die Behindertenwerkstätte]

Bisherige Versuche, Risiken der Exklusion zu begegnen

Bis heute stellt sich die Frage: Wie gehen wir mit Menschen um, die anders, weniger leistungsfähig und besonders sind, die fremd erscheinen, von Normen abweichen, die deshalb vielleicht auch stören, belasten, die aus anderen Kulturen kommen oder die nur ein sehr individuelles Leben führen?

Von der Exklusion zur separierenden Einbeziehung

Die genannten Beispiele zeigen, dass Exklusion als probates Mittel erscheinen kann. Sie löst – scheinbar – das Problem der Allgemeinheit: Die Störenden bleiben draußen. Das entlastet die anderen. Im Extremfall werden sie getötet (z.B. durch die Euthanasie) oder vermieden – etwa durch Zwangssterilisationen oder auch ‚freiwillig‘ nach einer Pränataldiagnostik – PND. Oder man schafft abgesonderte Sozialsysteme für sie.

Allerdings widersprechen diese ‚Lösungen‘ diametral den Werten, die für unser gesellschaftliches Leben grundlegend sind. In allen Religionen schlägt sich dieses Bewusstsein in der

Forderung nieder, solche ‚Lösungen‘ als unmenschlich und unmoralisch zu erkennen. Jesus beispielsweise demonstriert das, indem er Kranke, Aussätzige und Normabweicher als gleichberechtigt akzeptiert. Noch am Kreuz sagt er zum Mörder neben ihm, er werde ihn im Paradies wieder treffen. Und im Gebot der Nächstenliebe.

Bildung beispielsweise war fast in der gesamten Menschheitsgeschichte hoch selektiv, schloss Arme, Behinderte und Frauen lange Zeit aus. Pestalozzi beginnt im ausgehenden 18. Jahrhundert, elternlosen, armen und auch behinderten Kindern Teilhabe an Bildung zu ermöglichen – wenn auch noch im Separationsmodus. Er unterrichtet und fördert sie in seinen Armenhäusern. In den Heil-Erziehungsanstalten des 19. Jahrhunderts werden Menschen ‚exklusiv inkludiert‘, teilweise erhalten sie Schulbildung, auf jeden Fall (Für)Sorge und Pflege. Sie bekommen einen eigenen ‚Ort zum Leben‘. Und man hofft sie nach einer Phase der guten Pflege und Förderung wieder nach Haus entlassen zu können. Eine Hoffnung, die auch später immer wieder zur (Be)Gründung mancher separierenden Dauereinrichtung genutzt wird. Auch die ‚Johannes-Anstalten‘ hier in Mosbach wurden einmal für Kinder gegründet, von denen man hoffte, sie als Erwachsene wieder in ihre Heimatgemeinden entlassen zu können.

Menschen brauchen Teilhabe – zum Leben

Weshalb tut man das? Weshalb gab und gibt es besondere Welten und Einrichtungen? Menschen brauchen Teilhabe. Sie sind auf Zugehörigkeit angewiesen. Sie können sich nicht entwickeln, nicht ihre Menschlichkeit ausbilden, nicht ihre Fähigkeiten nutzen, sich nicht wohl fühlen, wenn sie nicht Teil der Gesellschaft sind und deren Teilhabemöglichkeiten nutzen. Was heißt das konkret? Wenn ein Mensch auf die Welt kommt, muss er dazu gehören können, willkommen sein – das gilt zuallererst für die Familie: Sie ist der erste Ort, an der Inklusion stattfindet. Da sind Menschen, die einen lieben, mit einem kommunizieren, wo man auch die Unterstützung bekommt, die man braucht. Auch das kleinste, noch unfähige Kind wird hier schon wert geschätzt, geliebt, verstanden, es spielt schon eine wichtige Rolle. Jedes Kind braucht diese Chance, willkommen zu sein und dazu zu gehören.

Dann muss man in der Kita dazu gehören können, für die Entwicklung und um Freunde zu finden ist das sehr wichtig. Eine Schule braucht man, um etwas lernen und später ein selbstständiges Leben führen zu können. Im Arbeitsleben, in einer Wohnnachbarschaft, bei Freizeitangeboten, bei Vereinen und Kirchengemeinden, überall gilt das Gleiche: Wem hier der Zugang verwehrt wird, wer nicht mitmachen und sich beteiligen kann, dem werden Chancen verwehrt, der wird benachteiligt. Wenn man krank wird, muss man Zugang zum Gesundheitswesen haben, und als alter Mensch die Pflege bekommen können, die man braucht.

So verstanden brauchen wir alle die Möglichkeit der Teilhabe um leben zu können. Wir müssen dazugehören können. Willkommen sein in den verschiedenen Einrichtungen und Systemen in unserer Gesellschaft, die uns die Möglichkeit geben, uns zu entwickeln und zu leben. Das ist die Idee und das Ziel der Inklusion.

Die bisherigen ‚Lösungen‘ der sozialen Fragen prägen unsere Angebote und Einrichtungen – und unser Denken

Doch die Ermöglichung von Teilhabe schien für Menschen mit Behinderung lange Zeit nur möglich, indem man besondere soziale Systeme schuf. Mit der Gründung der Anstalten im 19. Jahrhundert war die Idee der ‚separierenden Teilhabe‘ in der Welt. Wir haben uns daran gewöhnt, soziale Probleme und Exklusionsrisiken so zu lösen. Besondere Einrichtungen sind dafür zuständig, Teilhabe zu ermöglichen. Das bedeutet immer auch: Die ‚normale‘ Gesellschaft, ihre Institutionen, die Kitas, Schulen, Vereine, Arbeitsgeber, Nachbarschaften etc. sind dafür nicht mehr zuständig.

Für jedes Exklusionsrisiko gibt es besondern(d)e Angebote

Und so haben wir – unter anderem – soziale und medizinische besondere Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen geschaffen, beispielsweise:

- Für die Teilhabe an Bildung: KiTas und Schulen: Günstige Bedingungen wie kleine Gruppen, speziell ausgebildetes Personal, und auch angepasste Anforderungen schaffen eine Art Schonraum, in dem Kinder sich entwickeln können. Die Schule für Geistigbehinderte hatte lange das Motto: Selbstverwirklichung in sozialer Integration. Integration und Zugehörigkeit zur Gesellschaft waren durchaus das Ziel – aber man hielt einen besonderen Raum für notwendig, um darauf vorzubereiten.
- Für die Teilhabe an Arbeit und Beschäftigung: Ähnliches galt und gilt für die Werkstätten für behinderte Menschen. Sie entstanden, als man noch glaubte, Menschen mit geistiger Behinderung könnten in der boomenden Wirtschaft Arbeitsplätze finden, wo sie als ‚Serienfertiger‘ zum Bruttosozialprodukt beitragen konnten. Schule und WfbM sollten sie darauf vorbereiten. Letztere besinnt sich inzwischen wieder auf diese Aufgabe und vermitteln einige Beschäftigte auf den allgemeinen Arbeitsmarkt.
- Für Gesundheitsrisiken gibt es Kliniken: Sie sollen vor allem auf Zeit so ‚behandeln‘, dass ein normales Zusammenleben (wieder) möglich wird. Beispielsweise für Menschen, für die es wegen psychischer Probleme schwierig ist, in unterschiedlichen Sozialsystemen ‚selbstverständlich dazuzugehören‘, von der Familie über Schule und Arbeitswelt bis zu Wohnnachbarschaft.
- Freizeitangebote: Alle Menschen haben ein Recht auf eine sinnvolle und selbstbestimmte Gestaltung ihrer Freizeit. Auch hier haben sich besondere Angebote entwickelt, wo und weil die Teilnahme am Üblichen auf Hindernisse stößt.
- Zum Wohnen gibt es flächendeckend gemeindeintegrierte Wohnstätten mit einem Kranz von Außenwohngruppen und Betreutem Wohnen in ganz normalen Wohngebieten – also geschützten Wohn-Räumen mit angegliederten (fast) normalen Wohnmöglichkeiten.
- Die ehemaligen Anstalten bieten als eine Art integriertes Modell Teilhabechancen in allen Lebensbereichen, wir nennen sie deshalb inzwischen Komplexeinrichtungen. Orte, an denen man leben kann, in denen es alles gibt, die man im Prinzip nie verlassen muss.

Mittel zur Bewältigung von Exklusionsrisiken bergen diese selbst in sich

Diese besonderen Angebote zur Teilhabe ermöglichen den Menschen Entwicklung und sinnvolle Lebensgestaltung. Doch diese Angebote, die zur Bewältigung von Exklusionsrisiken gedacht sind, werden selbst zum Exklusionsrisiko. Was geschieht, wenn man Zugehörigkeit und Teilhabe durch Sonderräume anstrebt? Sie gelingt – aber nur in einem extra geschaffenen Teilbereich der Gesellschaft. In Bezug auf die ‚normale‘ Gesellschaft wird zugleich exkludiert. Das bedeutet:

- In der Gesellschaft spielt man keine wichtige Rolle. Man wird nur eingeschränkt wahrgenommen, existiert für die Mitmenschen nicht wirklich.
- Die betroffenen Menschen erfahren sich nicht als zugehörig, als Teil des Ganzen, sondern eines abgetrennten Raumes. Es ist eine Erfahrung der Inkompetenz und Abwertung: Mir traut man nicht zu, bei den anderen mitzumachen. Zum Beispiel von und mit nicht behinderten Kindern zu lernen. Und ich bin anderen nicht zumutbar.
- Damit fehlt auch der Gesellschaft etwas. Sie hat nicht die Chance, Menschen als ihre Bürgerinnen und Bürger wahrzunehmen, die bestimmten Leistungsansprüchen nicht genügen und ihre eigenen Lebensentwürfe leben. Sie kann diese interessanten Menschen nicht kennenlernen.

Mitmenschen haben nicht die Chance, die Besonderheiten dieser Menschen schätzen zu lernen, von ihnen zu lernen, auch sie zu begleiten und zu unterstützen, also eigene soziale Kompetenz und Stärke zu entwickeln und zu nutzen. Sie können ihre Vorbehalte nicht abbauen und. Wir enthalten Menschen Menschen vor.

Inklusion – was wir uns davon versprechen können

Damit sind wir bei der Inklusion – einem Modewort wie HERIBERT PRANTL neulich in der Süddeutschen² geschrieben hat. Für viele auch ein lästiges Wort. Soll man gezwungen werden, dazu zu gehören, auch wenn man das gar nicht will? Oder soll mal wieder gespart werden auf Kosten der Schwächsten? Wenn man sagt: Die brauchen nichts Besonderes mehr! Keine besonderen Schulen, keine besonderen Arbeitsplätze und Wohnangebote. Werden die Menschen mit schwerer Behinderung da nicht wieder mal vergessen? Was Inklusion meint, versteht man am besten, wenn man – noch einmal – auf ihr Gegenteil schaut: Die Exklusion.

Die Risiken der Exklusion

Es geht um das Risiko sehr vieler Menschen, von Teilhabe ausgeschlossen zu sein. Ausgrenzt. Abgelehnt. Vernachlässigt. Benachteiligt. Diskriminiert. Rechtlos. Schutzlos. Belächelt und bemitleidet. Unterdrückt. An den Rand gedrängt. Isoliert. Einsam. Nicht dazu gehören. Nicht willkommen sein. Nicht mitmachen können. Schauen wir uns um: Es gibt zahlreiche Risiken der Exklusion. Überall lauert diese Gefahr des ausgeschlossen Werdens, und für sehr viele Menschen.

Ein Video der Böll-Stiftung demonstriert einige Exklusionsrisiken – und definiert Inklusion: Es geht um ein – so heißt es dort – gerechtes Miteinander, um un-behinderte Teilhabe aller in unserer Gesellschaft.

Stellen Sie sich vor, Sie haben einen polnischen oder rumänischen oder vietnamesischen Namen und suchen eine Wohnung. Oder Sie bewerben sich für einen Arbeitsplatz. Viele Studien belegen: Bei gleicher Qualifikation hat man viel schlechtere Chancen.

Das Gleiche gilt für allein erziehende Mütter. Und für kinderreiche Familien. Und seit 1949 steht im Grundgesetz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Trotzdem sind manche Positionen Frauen noch versperrt.

Manche Kinder haben kein Pausenbrot und können sich nicht den Schulausflug leisten.

Zu den Risiken, ausgeschlossen zu werden, gehört auch eine Behinderung. Deshalb ist Inklusion auch für uns ein Thema: Wir wollen, wir brauchen eine Gesellschaft, in der – so steht es seit 20 Jahren im Grundgesetz – niemand benachteiligt werden darf. Weder wegen seine Hautfarbe, seiner Religion und seiner Überzeugung, seines Geschlechts noch wegen irgendeiner Behinderung. Dieses grundgesetzliche Benachteiligungsverbot hat direkt mit der Inklusion zu tun: Es ist eine gravierende Benachteiligung, wenn man – aus welchem Grund auch immer – von dem ausgeschlossen wird, was für das Leben aller Menschen wichtig ist.

Es fing an in den Kindergärten und mit den Schulen, und die neue Idee erfasste bald alle Lebensbereiche. Schon in den 1970er Jahren wollten junge Eltern ihre Kinder in normale Kindergärten und in die Schule nebenan geben, wo auch deren Nachbarskinder und Freunde waren. Sie fanden es unlogisch, dass ihre Kinder zuerst einmal in besondere KiTas und Schulen gehen sollten, um dort zu spielen und zu lernen und sich auf ein Leben vorzubereiten, bei dem sie dann ihren Platz in der Gesellschaft finden könnten. Die Idee wuchs sich aus in alle Lebensbereiche. Warum, so fragten Eltern und dann zunehmend auch SelbstvertreterInnen, können und sollen behinderte Menschen nicht von Anfang an dort dazu gehören und mitmachen, wo alle anderen auch sind?

Heute ist diese Inklusion nicht mehr nur eine Idee, sondern ein Rechtsanspruch. In der Vereinbarung über die Rechte behinderter Menschen, der Behindertenrechtskonvention (BRK) steht beispielsweise, dass alle das Recht auf Zugang zu einem inklusiven Bildungswesen haben. Und dass niemand gezwungen werden darf, in einer besonderen Wohnform zu leben.

² 16.06.2014

Kein Zwang, aber es muss seither möglich gemacht werden, dass Kinder mit Behinderungen normale Kitas und Schulen besuchen, in normalen Nachbarschaften leben, Arbeit und Beschäftigung finden, Freizeitangebote und Gesundheitsdienste nutzen und dabei all die Unterstützung erhalten, die sie brauchen.

Inklusion ist kein Zustand: Niemand ist ‚ganz exkludiert‘ oder ‚ganz inkludiert‘

Dabei sollten wir allerdings vorsichtig mit der Charakterisierung ‚inklusive‘ oder ‚exklusiv‘ umgehen. Inklusion und Exklusion gibt es nicht schwarz/weiß, nicht als ‚entweder – oder‘. Man kann nicht ganz allgemein ‚Teil der ganzen Gesellschaft‘ sein, sondern nur konkret zu gesellschaftlichen Teilsystemen dazu gehören – oder nicht. So kann ein Kind mit Behinderung in seine Familie voll inkludiert und dort anerkannt sein, wertgeschätzt, sich zugehörig fühlen und an allen Aktivitäten und Lebensvollzügen teilhaben – und gleichzeitig eine Sonderschule besuchen, wo es von der ‚normalen‘ Schule ausgeschlossen sein. Und sogar im konkreten sozialen System kann man zugleich inkludiert und exkludiert sein – mehr oder weniger. Was ist der Maßstab dafür? Die Systemtheorie sagt: Ob man eine wichtige Rolle spielt. Und diese kann durchaus wechseln:

Eine Familie kauft ein: Mutter, Vater, Tochter freuen sich am Ausflug, jeder ist gleich wichtig. Doch beim Aussuchen und Anprobieren ist Vater exkludiert, spielt er keine wichtige Rolle. Das ändert sich erst wieder beim Bezahlen. Jetzt ist nur er gefragt.

Der Großvater in der Grimm’schen Geschichte ist äußerlich inkludiert, aber er ist für die anderen nicht mehr relevant, von Kommunikation und Teilhabe ausgeschlossen. Andererseits kann ein Kind in einem ‚exklusiven‘ Sonderkindergarten gut inkludiert sein: Freunde und Spaß haben, spielen und lernen, sich entwickeln und Selbstbewusstsein tanken. Von seinen Nachbarskindern bleibt es dabei allerdings abgegrenzt. Und es kann in einer ‚normalen‘ Kita nur formal dazu gehören, aber keine Kommunikation mit und Anerkennung von den anderen Kindern erleben. Kein Spielzeug und keine Förderung finden, die ihm eigenständige Aktivitäten und gutes Lernen ermöglichen. Kein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln.

Die UN-Behindertenrechtskonvention weist – für ein Rechtsdokument ganz außerordentlich – immer wieder auf das ‚Zugehörigkeitsgefühl‘ hin – und auf das Risiko der inneren Exklusion. Exklusion ist also ein Thema, auch wenn man formal dazu gehört. Das sollte uns immer bewusst, dafür müssen wir stets sensibel sein. Wie sind die Menschen in Kommunikation eingebunden, wie werden ihre Wünsche und Rechte wahrgenommen und berücksichtigt, wie können sie wichtige Rollen einnehmen, wie sich als einzigartige Persönlichkeiten ernst genommen und zugehörig fühlen?

Inklusion – einfach machbar!?! Am besten ohne Fachlichkeit?

Rheinland-Pfalz hat seinen Aktionsplan zur Inklusion mit dem Satz überschrieben: Inklusion – machen wir’s einfach. Das klingt gut. Die Idee ist tatsächlich eine einfache: Jedes Kind in die Kita, in die Schule, die es auch gehen würde, wenn es keine Behinderung, Benachteiligung etc. hätte. Jedem eine Wohnung mitten im Quartier, eine Mitgliedschaft in einem Sportverein, eine Karte für’s Konzert, einen guten Arbeitsplatz. Man könnte auf die Idee kommen – und manche denken tatsächlich so – Inklusion mache besondere Fachlichkeit überflüssig. Können wir, können Sie sich damit also zurücklehnen und sagen: Was haben wir damit zu tun? Soll unsere Gesellschaft doch die Möglichkeiten schaffen, dass behinderte Menschen überall mitmachen können!

- Die inklusive Schule – braucht nur noch allgemeine PädagogInnen?
- Der inklusive Kindergarten – funktioniert ganz von alleine?
- Die inklusive Nachbarschaft – wenn die Nachbarn einem helfen, braucht man keine Fachleute mehr?

- Der inklusive Arbeitsmarkt – ist ja ohnehin verpflichtet, Menschen mit Behinderungen aufzunehmen.
- Die inklusive Familie – wird schon sehen, wie sie mit ihrem von allen geliebten Kind zu-rechtkommt.

Der systemische Blick der Inklusion

Ganz so einfach ist es wohl doch nicht. In der Salamanca-Erklärung von 1994 heißt es, schulische Inklusion erfordere u.a. einen ‚systemic change‘, eine Veränderung, eine Entwicklung der sozialen Systeme. Tatsächlich kann man davon sprechen, dass Inklusion den Blick auf die gesellschaftlichen Systeme lenkt: Nicht der einzelne Mensch soll dafür sorgen, dass er dazugehört, sondern er soll überall ‚willkommen‘ sein. Von Anfang an selbstverständlich dazugehören. Denn, so schrieb Jakob Muth bereits 1984 zur Integration: Wo nicht ausgesondert wird von der frühen Kindheit an, da braucht auch nicht integriert zu werden (Muth 1984, S. 9).

Wenn Kitas, Schulen, Arbeitgeber, Wohnquartiere, Freizeitanbieter etc. keinen wegschicken, muss man dann vielleicht gar nichts dafür tun? Beschließt man einfach, dass alle überall dabei bleiben? Warum haben wir die Inklusion dann nicht längst? Weil man tatsächlich etwas tun muss. Inklusion ist ein Prozess, eine Entwicklung, ein Weg, auf den wir uns begeben. Sie kann auch misslingen! Es muss sich etwas ändern. Aber wie? Wer muss und kann was ändern? Es muss Menschen geben, die etwas tun, etwas entwickeln, etwas verändern.

Exklusionsrisiken verringern – denn sie nehmen eher zu als ab

Wir brauchen eine Entwicklung hin zur Inklusion, eine Veränderung? Weshalb? Weil unsere Gesellschaft keineswegs überall inklusiv ‚tickt‘, und weil Exklusion in unserer Gesellschaft in vielen Bereichen eher zu- als abnimmt Einige Beispiele dafür:

- Zwar besuchen immer mehr Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf allgemeine Schulen, ihr Anteil stieg in 12 Jahren von 11% auf 28%. Zugleich wächst aber auch der Anteil der SonderschülerInnen, im Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung um 40% (Klauß 2012).
- Die Zahl der Straßenkinder wächst. Heimaufnahmen und Klinikaufnahmen nehmen zu, vor allem von Kindern mit auffälligem Verhalten.
- Es gibt zunehmend separierte Wohngebiete (so genannte ‚Gated Communities‘), andere leben isoliert in anonymen Hochhäusern.
- PEGIDA läuft Sturm gegen die Teilhabe anderer, und die Schere zwischen arm und reich geht weiter auseinander.

Inklusion ist ein Projekt der gesellschaftlichen Entwicklung, das solchen Risiken begegnen und exkludierenden Trends in unserem Gemeinwesen entgegenwirken will. Sie braucht Menschen, die sie wollen und in unserer Gesellschaft meinungsbildend für sie wirken, Bewusstseinsbildung nennt das die BRK in Artikel 8 und anderswo. Das führt zur nächsten Frage:

Wessen Aufgabe ist die Inklusion?

Wie wird das möglich, dass Menschen in den unterschiedlichsten Lebensbereichen mitmachen und sich auch tatsächlich zugehörig fühlen können? Wir haben gesehen, dass vor allem die Systeme in unserer Gesellschaft so gestaltet und weiter entwickelt werden sollen, dass alle Menschen teilhaben, sich zugehörig fühlen und eine wichtige Rolle darin spielen können. Seit der BRK sind wir dazu verpflichtet – aber wer genau? In der BRK verpflichtet sich zunächst der Staat dazu, vom Bund bis zu den Kommunen. Aber die Pflicht gilt auch für unsere Gesellschaft, unser Gemeinwesen. Es gilt den Zugang zu inklusiven Systemen zu sichern. Das regelt man zunächst über Gesetze, etwa für Schulen und Kitas. Die Verpflichtung gilt aber auch für die Freizeitanbieter, die Geschäfte und Verkehrsbetriebe, die Behörden und Arbeitgeber, das

Gesundheitswesen, die Wohnquartiere. Sie alle sollen Bedingungen schaffen, damit jeder teilhaben, mitmachen, dazugehören und willkommen geheißen werden kann.

Zu keinem gesellschaftlichen System gehört man immer schon ...

Das braucht einige Überzeugungsarbeit. Wer leistet sie? Menschen mit Behinderungen sind hier selbst unterwegs, auch ihre Familien, das einzufordern. Aber es braucht auch fachliche Expertise. Es braucht Fachleute, die soziale Systeme überzeugen können, dass es notwendig, aber auch möglich ist, die Zugangskriterien und Anforderungen so zu ändern, dass jeder kommen kann.

Und es braucht häufig konkrete Unterstützung – der sozialen Systeme einerseits und der Menschen, die dort dazugehören und teilhaben wollen und sollen. Denn: In keinem sozialen System ist man immer schon drin, dabei, zugehörig. Überall muss man erst hineinkommen.

Zur Familie gehört man – nach der Geburt, aber es gibt Eltern, die ihr Kind nie von der Klinik nach Hause holen. Das funktioniert nicht von alleine. Zur Schule gehört man nach der Einschulung. Zu einer Firma nach der Einstellung. Zu einer Nachbarschaft nach dem Einzug. Für viele solcher ‚Inklusionen‘ gibt es Rituale in unserer Gesellschaft: Taufe, Einschulung, Kommunion und Konfirmation für die Aufnahme in christliche Gemeinschaften, Hochzeit für den Eintritt in ein neues Familiensystem, Berufsabschlussfeiern u.a.m. Damit man dazugehört, muss man aufgenommen werden – und selbst auch in das neue System hineingehen. Oft muss man Kriterien erfüllen, Anforderungen genügen, um in einem System dazu gehören zu können – bei Bildungseinrichtungen sind das Leistungsanforderungen, bei Arbeitsplätzen auch, bei privaten Systemen wie der Familiengründung oder Freizeitgruppen das Interesse aneinander.

Die Wege in die Zugehörigkeit können leichter und schwerer fallen, die Barrieren können höher und niedriger sein – das hängt von den individuellen Bedingungen ab, von den Bedingungen im System (Anforderungen, Zugangskriterien) und von den Hilfen, die verfügbar sind. Inklusion bedeutet also, dass sich die Systeme so entwickeln, dass sie solche Barrieren abbauen und sich öffnen. Damit das gelingt,

- braucht es Hilfen für die Systeme, damit sie das nicht nur wollen, sondern wissen, wie das geht, welche Kompetenzen sie beispielsweise hereinholen und vorhalten müssen, damit sie wirklich alle Menschen willkommen heißen können;
- muss man vielleicht auch neue Systeme schaffen, die alle einbeziehen und inklusiv ‚ticken‘,
- muss man aber auch manche Menschen begleiten und unterstützen, in die Systeme hineinzukommen und dort willkommen und zugehörig zu sein.

Die neuen Aufgaben für Fachkräfte der Behindertenhilfe

Hält man sich dies vor Augen, so wird klar, wofür Fachkräfte der Behindertenhilfe gebraucht werden, welchen Aufgaben sie sich heute und zukünftig stellen müssen, und wofür Sie sich die entsprechenden Kompetenzen aneignen können müssen. Die Fachlichkeit pädagogischer Fachkräfte in der Behindertenhilfe verändert sich dabei allerdings, sowohl was das Selbstverständnis als auch die konkreten Aufgaben und Kompetenzen angeht.

- Haben sie sich bisher vor allem als Betreuer, Begleiter, Assistenten, Helfer des einzelnen Menschen oder einer Gruppe von Menschen verstanden, haben sie vor allem gelernt, ihnen ein gutes Leben und gute Förderung zu ermöglichen; haben sie deren Entwicklung, Unterstützung beim Erwerb von Fähigkeiten und Alltagsgestaltung im Blick, so bleibt das natürlich eine zentrale Aufgabe – es kommt aber etwas dazu: Man könnte es so nennen: die Aufgabe des Teilhabe Ermöglichens, des Inklusion Förderns.

Was sagt die Geschichte vom Enkel und dem alten Großvater über Aufgaben der Fachleute?

- Als erstes braucht es Menschen wie dieses Kind: Es hat ein Gespür dafür, was Exklusion bedeutet. Es begehrt auf, es nimmt wahr, was Opa braucht und weiß, was zu tun ist.
- Dann braucht es auch soziale Systeme wie das der kleinen Familie, die sich überzeugen lassen. Jemand muss die Systeme überzeugen. In der Geschichte vor allem von dem Argument, dass diese das doch gar nicht wollen kann! Dass die Menschen selbst ein Interesse an Inklusion haben müssen, weil auch sie nie in die Lage kommen wollen, mit Plastikgeschirr in die Ecke geschoben zu werden.

Diese Erkenntnis für sich selbst zu entwickeln – und sie weiterzugeben, das ist eine grundlegende fachliche Kompetenz. Diese Überzeugung gibt Orientierung für das eigene Handeln: Alles zu tun, damit kein Mensch ein ausgegrenztes, von Kommunikation und Teilhabe ausgeschlossenes, benachteiligtes Wesen sei.

Eine solche inklusive Haltung und Einstellung, die Sensibilität für die Risiken der Exklusion, die bei Menschen mit Behinderungen höher sind als bei anderen, das ist die Grundlage für die Rolle aller, deren Aufgabe die Begleitung und Unterstützung von Menschen mit unterschiedlichsten Beeinträchtigungen ist.

Allerdings bleiben diese Haltung und Einstellung wirkungslos, wenn sie nicht mit der Aneignung und Nutzung entsprechender Kompetenzen einhergeht. Man muss wissen, wie es gelingen kann, den Großvater wieder an den Tisch zurückzuholen – oder besser: ihn gar nicht erst auszugrenzen. Ein paar Hinweise darauf, wie das geht, stecken bereits in der Geschichte:

- Da ist zuerst die hohe kommunikative und einführende Kompetenz des Kindes. Der alte Mann sagt ja nichts. Er beschwert sich nicht, scheint doch zufrieden zu sein mit dem Platz am warmen Ofen. Doch das Enkelkind versteht, was der Großvater ohne Worte ausdrückt. Es sieht seinen Blick, seine feuchten Augen. Wahrscheinlich gibt es kaum etwas Wichtigeres für das Gelingen der Inklusion als die Ermöglichung von Kommunikation – vor allem mit Menschen, die nicht sprechen können oder sich getrauen.
- Unsere Kenntnisse zur Unterstützten Kommunikation (UK) werden gebraucht, in der direkten Begegnung mit den Menschen, aber auch in und von den Lebensbereichen, in denen diese gleichberechtigt dazu gehören möchten. Allgemeine Kitas und Schulen, Betriebe, Freizeitstätten, Kirchengemeinden – sie müssen alle die Möglichkeit haben, alternative Kommunikationsformen kennenzulernen. Auch das Thema ‚Leichte Sprache‘ gehört hierher. Wir müssen nicht nur selbst wissen, wie wir uns klar und einfach so ausdrücken können – gemäß den Regeln der Leichten Sprache – dass wir leichter verstanden werden.

Wir müssen dieses know how auch anderen zur Verfügung stellen: Dem Metzger beim Einkaufen und dem Arzt bei der Behandlung, den Behörden für ihre Bescheide und Informationen, dem Pfarrer für seine Predigt, der Zeitung und dem Fernsehen für ihre Berichterstattung. Man kann die neuen Aufgaben, die sich für Fachkräfte der Behindertenhilfe stellen, in drei Schwerpunkten sehen. Sie werden gebraucht als:

- Systementwickler, als
- Netzwerker und Brückenbauer, und als
- Wegbegleiter und Unterstützer

Systeme inklusiv entwickeln

Wie kann man soziale Systeme dabei unterstützen, inklusiv zu werden? Durch Anregung und Überzeugung, durch den Abbau von Barrieren, die in Vorurteilen begründet sind.

- Zum Beispiel einen Betrieb, damit er einen Mitarbeiter mit Behinderung einstellt? Einfach dadurch, dass man ihn anspricht – und informiert, was dieser Mensch leisten, dass er ein wertvoller Mitarbeiter sein kann.

- Oder indem man einer Wohnbaugesellschaft deutlich macht, dass ein Mieter mit Behinderung genauso eine eigene Wohnung braucht wie jeder andere auch. Fachleute als Systementwickler sind Menschen, die den gesellschaftlichen Systemen helfen, sich inklusiv zu entwickeln.
- Oder indem man Eltern ermuntert, ihr Kind in der Kita um die Ecke anzumelden – und den Erzieherinnen dort vermittelt, dass sie das doch versuchen sollten, und wo sie Hilfe bekommen können.

Für die ‚normalen‘ Systeme das know how bereitstellen, das diese brauchen, um inklusiv werden zu können

Damit sich soziale Systeme inklusiv entwickeln können, reicht es allerdings oft nicht aus, sie von der Notwendigkeit und Möglichkeit zu überzeugen. Sie brauchen auch Menschen, die ihnen das know how vermitteln oder mitbringen, das sie benötigen. Dass Inklusion auch Fachlichkeit braucht, wird in der BRK vielfach angesprochen.

- Im inklusiven Bildungswesen müssen geeignete Methoden bekannt und angewandt werden, die allen die Teilhabe ermöglichen. Für Menschen, die durch kommunikative Einschränkungen an der selbstbestimmten Teilhabe gehindert werden, müssen alle denkbaren Formen der Kommunikation eingesetzt werden, es muss darüber geforscht werden.
- Die ganz normalen Unterstützungsangebote müssen allen offen stehen und zugänglich sein – das heißt, auch der Pflegedienst muss wissen, wie er Menschen mit kognitiven Einschränkungen durch eine geeignete Pflege helfen und Teilhabe ermöglichen kann. Irgendjemand muss das diesem Pflegedienst beibringen.
- Erzieherinnen und LehrerInnen müssen lernen können, wie sie Kindern in ihrer ganzen Vielfalt begegnen können, wie sie individualisieren und differenzieren können in ihren Angeboten, Hilfen und Anforderungen.

Jemand muss dieses know how für sie vorhalten. So verändern Sie die Systemkompetenz in Bezug auf das Willkommenheißen.

Inklusive Wohnquartiersentwicklung und Quartiersmanagement

Wie können wir inklusives Wohnen voranbringen? Also dazu beitragen, dass Menschen mit Behinderungen – und mit vielen anderen Exklusionsrisiken – in Nachbarschaften zusammenleben können, dort dabei sind und dazu gehören, und falls nötig auch die für sie passende Hilfe und Unterstützung erhalten? Man nennt das Quartiersmanagement, und davor ist eine Quartiersentwicklung notwendig. Das braucht Kompetenz, z.B. das Wissen darüber, was es in einem Wohnquartier geben sollte, damit gutes Zusammenleben klappt. Z.B. einen sozialen Treffpunkt, eine Anlaufstelle bei unterschiedlichen Problemen, aber auch die Vermeidung oder Beseitigung von Barrieren, die Zugänglichkeit und Erreichbarkeit von Einkaufsmöglichkeiten, die Verfügbarkeit von Hilfe-Diensten. QuartiersmanagerInnen sorgen außerdem dafür, dass Menschen sich begegnen, an Aktivitäten teilnehmen können, und dass die vorhandenen Ressourcen im Quartier allen zugute kommen können.

Fachkräfte als Entwickler und Förderer alternativer ‚inklusive‘ Modelle

In vielen Bereichen wird man feststellen, dass die vorhandenen sozialen Systeme sich schwer tun, ihre Zugehörigkeitskriterien so zu erweitern, dass alle dazugehören und mitmachen können und die Kompetenzen selbst vorzuhalten, die erforderlich wären. Es gibt deshalb zunehmend soziale Systeme, die neu ‚inklusive‘ konstruiert werden, und die das Zusammenleben, -lernen, -arbeiten, Freizeit Verbringen etc. von Menschen mit ganz vielfältigen Erfahrungen, Fähigkeiten, Orientierungen, Lebenslagen etc. ermöglichen. Solche Organisationen zu planen,

zu entwickeln und am Leben zu erhalten erfordert fachliche Kompetenz – auch behindertenpädagogische. Beispiele dafür sind

- Integrationsfirmen wie z.B. das Stadthaushotel in Hamburg, das Restaurant und Hotel Himmelreich bei Freiburg und die Capp-Märkte. Diese ‚normal‘ wirtschaftenden Firmen beschäftigen einen sehr hohen Anteil von Menschen mit Behinderungen.
- Inklusive Schulen, wie beispielsweise die Geschwister Scholl Schule in Gießen, ein Bertelsmann-Preisträger mit durchgehend intergrativen Klassen und Personal mit unterschiedlichen pädagogischen Qualifikationen.
- Inklusive Kitas wie beispielsweise die der Lebenshilfe Karlsruhe
- Inklusive Wohnprojekte wie IGLU in Ludwigshafen, in der Menschen mit und ohne Unterstützungsbedarf zusammenleben
- Mehrgenerationenhäuser, in denen nicht nur Jung und Alt zusammenleben, sondern auch Menschen in ganz verschiedenen Lebenslagen und mit Behinderungen

Auch hier braucht es fachliches know how – bei der Planung und Gestaltung solcher Modelle und in ihrem Alltag.

Fachkräfte als Entwickler der Inklusion in / von stationären Angeboten

Manche inklusive Einrichtungen sind aus Sondereinrichtungen entstanden. Auch diese können sich in Richtung Inklusion entwickeln. Wir haben gesehen, dass Inklusion kein schwarz-weiß-Zustand ist: Wer in einer Einrichtung lebt, ist exkludiert, wer draußen lebt, inkludiert. Auch in der Einrichtung kann man unterscheiden, inwieweit alle Menschen mit ihrer Unterschiedlichkeit willkommen und wertgeschätzt werden. Was man ihnen (zu)traut und ermöglicht. Inklusion ist ein Prozess, der bei jeder/jedem anfängt, indem man die eigene Haltung und Einstellung zur Vielfalt der Menschen überdenkt und entwickelt, das eigene Handeln überprüft, auch Menschen so zugeht, dass Kontakt und Austausch möglich werden und indem man selbst zur selbstbestimmten Teilhabe das beiträgt, was einem möglich ist.

Einrichtungen werden inklusiver durch Öffnung und Vernetzung. Sie können eigene Angebote für Alle zugänglich machen und so Menschen hereinzuholen. Von der Cafeteria über Schwimmbäder, Freizeitangebote, fachliche Angebote für die Allgemeinheit, etwa im medizinischen Bereich. Hier muss man fragen, wie man für Außenstehende attraktiv wird. Wie können diese entdecken, was für sie hier interessant und relevant sein? Gibt es hier vielleicht schöne Wege, einen Park zum Ausruhen und Erholen? Gibt es Angebote, die für Schulklassen interessant ist? Sind ein Restaurant, Sport- und Freizeitanlagen oder auch kirchliche Räume für Bürgerinnen und Bürger nutzbar? Gibt es Geschäfte mit interessantem Angebot? Wie ist es mit den Fachdiensten, was könnten sie für die Bevölkerung zu bieten haben? Können Konferenzräume extern genutzt werden? Können SchülerInnen Praktika machen, welche gemeinsamen Projekte gibt es beispielsweise mit Schulen unterschiedlicher Art und mit Hochschulen?

Zum inklusiven Wohnquartier werden

Hier liegen spannende Entwicklungschancen: Aus relativ abgeschlossenen Einrichtungen können neue, inklusive Wohnquartiere werden. Am weitesten ist dieser Prozess in den ehemaligen ‚Alsterdorfer Anstalten‘ fortgeschritten. Diese Großeinrichtung im Hamburger Stadtteil Alsterdorf wird neu ‚durchmischt‘. Behinderte Menschen ziehen aus, in andere Stadtteile und normale Wohnungen, eine ‚normale‘ Vielfalt von Menschen zieht ein. Was das Quartier attraktiv macht, ist ihre Infrastruktur. Ein eigenes ‚Quartiersmanagement‘ sorgt auch hier dafür, dass Menschen das finden, was sie suchen und brauchen, für vielfältige Angebote und Dienstleistungen – und für die Qualität des Zusammenlebens. Auch bürgerschaftliches / nachbarschaftliches Engagement wird gefördert und genutzt.

Fachleute als Netzwerker und als Wegbegleiter – in die Inklusion

Inklusion lenkt den Blick auf die sozialen Systeme, und Fachleute können, müssen dazu beitragen, dass diese sich in Richtung Inklusion entwickeln. Aber die Menschen müssen diese Chancen auch nutzen – können und wollen. Für Fachkräfte in der Behindertenhilfe heißt das: Sie begleiten auf diesem Weg, unter anderem dadurch, dass sie auch Netze knüpfen und Brücken bauen.

Ein kleines Beispiel mag deutlich machen, wie man etwas anders denkt und handelt bei der Begleitung und Unterstützung von Menschen – wenn man Inklusion vor Augen hat:

Menschen sollen mit ihrer Freizeit etwas anfangen können.

- Bisher: Ich mache ihnen ein Freizeitangebot. Vielleicht beziehe ich sie in die Planung und Umsetzung sogar ein. Beispielsweise einen Ausflug oder einen Computerkurs.
- Zukünftig: Ich finde heraus, was sie gerne in der Freizeit machen würden. Dann suche ich – mit ihnen gemeinsam – nach vorhandenen Möglichkeiten. Z.B. einen Sportverein, bei Urlaubsreisen, in der Volkshochschule. Und wenn wir nichts finden, entwickeln wir doch ein eigenes Angebot – allerdings so, dass alle mitmachen können, dass es nicht nur für behinderte Menschen interessant ist.

Menschen möchten aus der Familie ausziehen und selbstständig leben.

- Bisher: Mit ihnen und mit ihren Eltern schaue ich, welche Wohneinrichtungen es gibt und was zu ihnen passt.
- Zukünftig: Wir schauen gemeinsam, wo es Wohnungen gibt, in welchem Ort oder Stadtteil es schön ist. Dann wird geklärt, wie man dort ‚gut wohnen‘ kann: Gibt es z.B. Geschäfte in der Umgebung zum Einkaufen und Ärzte und Freizeitangebote? Wie weit ist es zur Arbeit? Außerdem: Wie kann die Wohnung finanziert werden, wie wird erreicht, dass der Vermieter einen akzeptiert – und von wo gibt es Hilfe und Unterstützung für den Alltag, wenn diese nötig ist. Auch hier kann es sein, dass keine ‚passende‘ Wohnung gefunden wird. Dann macht es auch hier Sinn, selbst mitzuwirken, damit inklusive Wohnangebote entstehen und funktionieren.

Menschen in die Inklusion begleiten

Menschen, die in Wohneinrichtungen leben und inklusiver leben möchten, sind darauf angewiesen, dass man sie ‚gehen lässt‘, ihnen das zutraut – und dass sie möglicherweise auch qualifiziert begleitet werden: Bei der Entscheidung ebenso wie bei der Realisierung eines solchen Schrittes. Die Entscheidung für einen neuen Weg treffen zu können, erfordert – gerade bei kognitiv eingeschränkten Menschen – die Möglichkeit, Neues erst mal konkret kennen zu lernen.

Wer Menschen unterstützt, am ‚normalen‘ gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, kann sich nicht darauf beschränken, sie darauf vorzubereiten und zu begleiten. Auch Mitmenschen und die Gesellschaft müssen darauf vorbereitet werden, dass dies gelingen kann. Es gilt Vorbehalte abzubauen, über Kommunikationsmöglichkeiten zu informieren – z.B. mit Hilfe von Leichter Sprache – und die Menschen dabei zu unterstützen, wie sie Kontakte knüpfen, sich in der Umgebung zurechtfinden und an Veranstaltungen teilnehmen können.

Sich neu vernetzen in der neuen Umgebung – das kann von Fachkräften erfordern, dass sie schauen, welche Netzwerke gebildet werden können, in denen die neuen Nachbarn aufgefangen werden können.

Netzwerkarbeit bedeutet dabei vor allem auch, dass man – als Fachkraft – nicht als erstes fragt, wie und wobei man selbst unterstützen kann und soll, sondern was, zu wem man sondern Kontakte vermitteln kann. Welche Ressourcen gibt es im sozialen Raum, und wie können sie genutzt und einbezogen werden?

Persönliche Zukunftsplanung und Unterstützernetze

Wie die Vorbereitung und Begleitung des Weges in die Inklusion – beim Wohnen, bei Arbeit und Beschäftigung, in der Freizeit u.a.m. – wie das gelingen kann, lässt sich gut am Beispiel der Konzepte der Persönlichen Zukunftsplanung samt der Einrichtung von Unterstützernetzen erläutern.

Im Kern geht es darum, dass Menschen dazu angeregt und dabei begleitet werden, selbst ihre persönliche Zukunft zu planen. In Gesprächen und mit Hilfe schöner Schautafeln überlegen sie, wie ihr Leben ist, was ihnen bisher gefällt – und was sie verändern möchten. Was sind meine Wünsche? Welche Ziele möchte ich mir setzen?

Es ist dann nicht die/der begleitende Pädagog/in, der/die dann die Wege zu diesen Zielen eröffnet, sondern hier wird nun überlegt, wer dabei helfen kann, wer hier wichtig ist. Man kann die Leute, die man da braucht, zusammenholen – in einem Unterstützernetz. Das ist ein Beispiel für ein soziales Netz, das man knüpfen kann, das man braucht, um sein Ziel zu erreichen – z.B. eine Arbeitsplatz auf dem Allgemeinen Arbeitsmarkt. Da braucht man einen Chef, der einen einstellt, einen Integrationsfachdienst, der Rahmenbedingungen regelt, vielleicht auch einen Nachbarn, der schon in dieser Firma arbeitet.

Fazit

Pädagogische Arbeit wird sich verändern. Sie wird personorientiert und -zentriert bleiben, weil die konkreten Menschen unsere Auftragsgeber sind – mit ihren Bedürfnissen, mit ihren jeweiligen Möglichkeiten und Begrenzungen. An ihrem individuellen Bedarf orientieren wir uns. Wir werden uns aber nicht nur um den einzelnen Menschen oder eine Gruppe kümmern, sondern dazu beitragen, dass es immer mehr soziale Systeme und Bereiche in unserer Gesellschaft gibt, in denen sie gleichberechtigt teilhaben und dazugehören können. Und wir werden sie auf dem Weg dorthin begleiten. Die entsprechenden neuen Kompetenzen werden das Berufsbild von Fachkräften der Behindertenhilfe erweitern. Und wir können hoffen, dass hier gilt, dass noch mehr Vielfalt auch das Berufsleben bereichert und noch interessanter macht.

Literatur

- Muth, J. (1984): Vorwort zu: gemeinsam leben lernen. Konzept und Erfahrungen. Borken.
- Klauß, Th. (2012): Weshalb gibt es immer mehr SonderschülerInnen im Förderschwerpunkt geistige Entwicklung? In: Teilhabe, Heft 4, 161-168.
- Klauß, Th. (2010): Inklusive Bildung: Vom Recht aller, alles Wichtige über die Welt zu erfahren. In: Behindertenpädagogik (49) Heft 4. 341-374.

Abstract

Dass Menschen ausgegrenzt, von Teilhabe ausgeschlossen und benachteiligt werden, von diesem ‚Exklusions-Risiko‘ erzählt bereits die Geschichte der Brüder Grimm vom alten Großvater, der hinter den Ofen verbannt wird. Um Menschen mit Behinderungen dennoch Teilhabe zu ermöglichen, wurden für alle Lebensbereiche besondere Einrichtungen geschaffen, allerdings mit der Folge, dass diese ‚draußen‘ bleiben und kaum jemand sie wahrnimmt. Die Antwort auf Exklusion soll keine besonder(nd)e Förderung, Betreuung und Unterstützung sein, sondern die Chance auf Inklusion. Um dieser Verpflichtung durch die UN-Behindertenrechtskonvention zu entsprechen brauchen wir eine Gesellschaft, die in allen ihren Teilbereichen bereit ist, auf Ausgrenzung zu verzichten und Zugehörigkeit zu ermöglichen. Dafür sind – auch – pädagogische Fachkräfte erforderlich, die soziale Systeme wie Kitas und Schulen, die Arbeitgeber und Freizeitanbieter, Wohnquartiere und Freizeitorganisationen dabei unterstützen, inklusiv zu werden. Und die Menschen mit Beeinträchtigungen be-

gleiten und ihnen auf dem Weg zur selbstbestimmten Teilhabe Brücken bauen. Sie erweitern dabei das Spektrum ihrer Kompetenzen und Denkweisen.